

Wolfgang Klein

Einleitung

Our meddling intellect

Mis-shapes the beautiful forms of things:

We murder to dissect.

Wordsworth

Vor manchen Fragen scheut die Wissenschaft zurück. Dazu zählt fast alles, was mit Werten und Werturteilen zu tun hat. Nun haben aber die meisten Menschen eine – oft sehr entschiedene – Meinung darüber, ob eine Tat gut oder böse, ein Gemälde schön oder hässlich, ein Kleid elegant oder scheußlich, ein Roman Kitsch oder große Literatur ist. Solche Werturteile sind oft von Person zu Person, von Zeit zu Zeit verschieden, und nicht zuletzt daher scheinen sie sich einer wissenschaftlichen Erforschung zu entziehen. Aber kann man wirklich nicht mehr darüber sagen, als dass die Urteile nun einmal schwanken? Sie schwanken zwar, aber sie schwanken nicht willkürlich. Es muss Gründe dafür geben, weshalb jemand etwas schön oder hässlich, gut oder schlecht findet, und auch dafür, weshalb andere eine andere Meinung haben. Was sind diese Gründe? Liegen sie in den Eigenschaften des Dinges, das bewertet wird, liegt sie in den Eigenschaften der Person, die bewertet, liegt sie in den wechselhaften Beziehungen, die zwischen Ding und Person bestehen?

Nun fehlt es in der Geschichte des abendländischen Denkens zwar nicht an Versuchen, das Wesen des Schönen zu bestimmen, wohl aber an Versuchen, die ästhetischen Urteile, die Menschen fällen, mit den Mitteln der empirischen Wissenschaften zu untersuchen. Ein Grund dafür ist sicher, dass es viel angenehmer ist, über das Wesen einer Sache nachzudenken, als sich auf den mühseligen, von Irrtümern und Fehlschlägen gekennzeichneten Weg der Empirie zu begeben. So stehen wir denn voller Bewunderung vor den vielen ästhetischen Theorien von Plato bis Thomas, von Kant bis Heidegger, gewaltigen Zeugnissen denkerischer Kraft, die freilich, so scheint mir, nicht einmal die elementarsten Beobachtungen erklären können – beispielsweise den Umstand, weshalb die meisten Menschen einen Panther für schöner halten als einen Pavian. Freilich tun es nicht alle; aber auch dies ist ein Faktum, das keine mir bekannte Theorie aus dieser reichen Tradition überzeugend erklären kann.

Ein zweiter Grund ist ganz anderer Art. Noch Alfred Brehm hat über eben den Pavian bemerkt, dass er von Aussehen so hässlich sei wie von Charakter schlecht. Solche Aussagen halten wir heute für unwissenschaftlich – wir sollen das Aussehen und das Verhalten eines Lebewesens objektiv *beschreiben*. Aber wenn wir das eine oder das

andere moralisch oder ästhetisch *bewerten*, verlassen wir den Boden der ernsthaften Wissenschaft. Wir dürfen, in den bekannten und gleichsam endgültigen Worten des Philosophen George Moore, nicht Sollensaussagen von Seinsaussagen ableiten. Er bezog sich dabei auf ethische Aussagen – aber das Verdikt gilt in den Augen vieler ebenso für die Welt des Ästhetischen. Nun ist es aber so, dass die Menschen ständig solche Urteile fällen, dass diese Urteile ihre alltäglichsten Gefühle und Handlungen bestimmen – warum sollte es grundsätzlich unmöglich sein, die Gründe dieser Urteile zu erforschen?

Drittens weiß halt niemand so recht, wie man das Schöne – und ebenso das Gute – mit wissenschaftlichen Methoden erforschen soll. Die Gegenstände, denen unser ästhetisches Urteil gilt, sind höchst unterschiedlich – wir finden Landschaften, Tiere, Gesichter, Gedichte, Autos, Gemälde, den Fortschritt der Demokratie weltweit, eine mathematische Theorie, kurzum, alles – mehr oder minder schön, und wir zögern nicht, diese Meinung zum Ausdruck zu bringen. Aber wir wissen nicht einmal, ob das Wort „schön“ in all diesen Fällen dasselbe bedeutet, ob es zwischen der Schönheit eines herbstlichen Waldes und der Schönheit von Miss Universum 2008 überhaupt eine Gemeinsamkeit gibt. Und die ästhetischen Urteile schwanken, von Person zu Person, von Zeit zu Zeit: Nichts scheint relativer als das, was die Menschen für „schön“ halten. Aber dass ein Gegenstandsbereich von schier endloser Variabilität gekennzeichnet ist, besagt ja nicht, dass hinter dieser Variabilität nicht bestimmte Prinzipien liegen. Dies ist bei der Erforschung der uns umgebenden Natur nicht anders als bei der Erforschung dessen, was die Menschen für schön halten.

Nicht zuletzt haben wir eine gewisse Scheu, das Schöne auf den Seziertisch der Wissenschaft zu legen. Wie Wordsworth sagt: „We murder to dissect“. Aber gibt es wirklich einen solchen Heisenbergschen Effekt, der dazu führt, dass sich das Schöne verflüchtigt, zerstört wird, weil wir es von Nahem beobachten und vermessen? Die Untersuchung der Gründe, aus denen wir etwas für schön, etwas anderes für hässlich empfinden, und der Gründe, weshalb diese Empfindungen bei den Einzelnen so schwanken, ist keine Vivisektion. Sie lassen die Dinge, die wir bewerten, unverändert. Freilich mag die Untersuchung selbst das Urteil der Untersuchenden ändern. Aber das wäre dann schon eine wesentliche Erkenntnis – es würde uns etwas darüber, wie solche Urteile zustande kommen und unter welchen Bedingungen sie sich ändern.

Dieses Heft der „Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik“ geht, anders als alle vorausgehenden, auf eine Tagung zurück - das 12. Berliner Kolloquium der Daimler-Benz-Stiftung, das am 8. Mai 2008 in Berlin stattfand. Die Vorträge wurden für den Druck teils erheblich überarbeitet; so hat Ulrich Konrad in seinem Vortrag über schöne Stellen in der Musik den „chill-factor“ einer solchen Stelle nicht nur erörtert, sondern schlagend vorgeführt; das lässt sich im Druck nicht wahren. Der Beitrag von Hans-Dieter Futschik, dem Designdirektor der Daimler AG, über Prinzipien des Autodesigns wurde leider nicht rechtzeitig fertig; er soll im nächsten Heft unter der Rubrik „Labor“ erscheinen. Die Herausgeber möchten sich bei der Stiftung und ihren Mitarbeitern sehr herzlich für ihre Unterstützung bedanken.